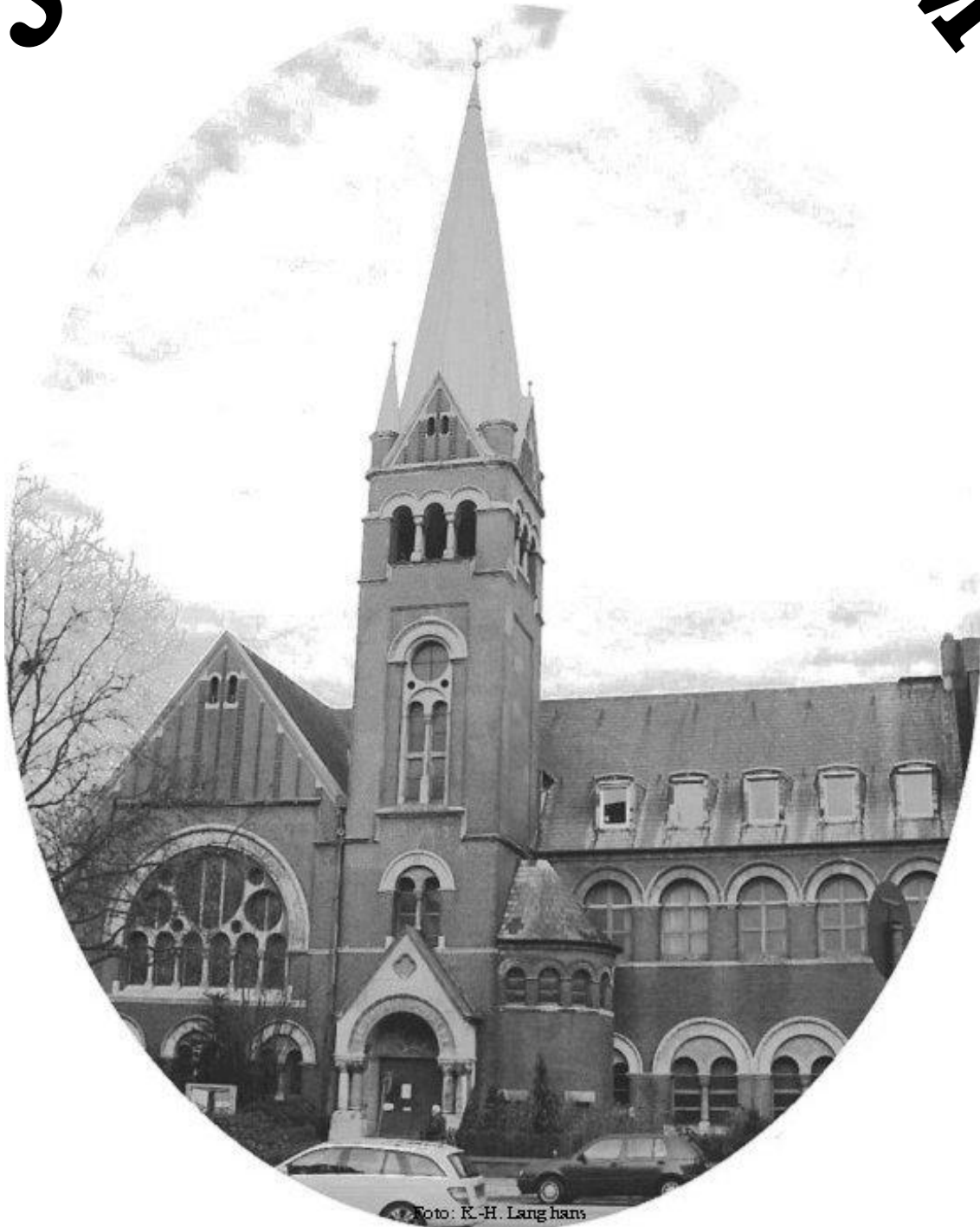


JERUSALEM



Gemeindebrief Nr. 1/2014

Dezember 2013 – Februar 2014

Das **Diakonissenhaus Jerusalem**, Schäferkampsallee 30, das „Ella-Louisa-Haus“, wurde vom Diakoniewerk an einen Investor verkauft. Die Schwestern haben weiterhin Wohnrecht und leben in Gemeinschaft zusammen. Die Schwesternschaft gehört dem Kaiserswerther Verband an und versteht sich als Glaubens- und Lebensgemeinschaft evangelischer Christinnen, in der Spiritualität, Gastfreundschaft und Begegnungen ihren Platz haben. Die Zahl der Diakonissen ist kleiner geworden, aber auch die „Feierabendeschwestern“ tragen mit ihrer Fürbitte und der ihnen noch zur Verfügung stehenden Kraft unsere Jerusalem-Gemeinde mit.

Das Krankenhaus Jerusalem

Bereits seit dem Jahre 1913 vereint das Krankenhaus Jerusalem hohe Fachkompetenz mit intensiver persönlicher Zuwendung. Ständige Erweiterungen und umfassende bauliche Erneuerungen haben die Klinik im Zentrum von Hamburg kontinuierlich dem Stand des medizinischen Fortschritts angepasst – so beherbergt das Krankenhaus Jerusalem hinter seiner historischen Fassade heute eine moderne Belegarzt-Klinik mit 105 Betten. Im Zuge von Gesundheitsreform und anderen Anpassungen war aber nun auch dies nicht mehr ausreichend, um die Arbeitsplätze und den Betrieb dauerhaft sicherzustellen. Deshalb wurde ein Verkauf eingeleitet. Mit dem Wechsel des Klinikträgers im September 2007 und einer Investitionssumme von zehn Millionen Euro wird das Krankenhaus Jerusalem nun schrittweise erweitert und modernisiert werden. Eine Liste mit Namen und Adressen der Fachärzte ist in der Aufnahme des Krankenhauses erhältlich.

Inhaltsverzeichnis:

Editorial	Seite	1
Kerstin Albers-Joram / Oliver Stabenow, Dialogpredigt: Das gute Leben	Seite	2
Hans-Christoph Goßmann, 100. Geburtstag von Schalom Ben-Chorin	Seite	6
Wolfgang Seibert, Tu bi-Sch´wat. Das Neujahrsfest (der Geburtstag der Bäume)	Seite	8
Hans-Christoph Goßmann, Die Verdeutschung der Schrift durch Martin Buber und Franz Rosenzweig	Seite	10
Aus dem Leben der Gemeinde	Seite	15
Irene Heidner, Davids Taufe	Seite	15
Renate Heidner, Nachruf auf Arthur Pritzko	Seite	16
Aus der Arbeit der Jerusalem-Akademie	Seite	17
Adventsfeier mit Chorkonzert	Seite	19
Lebendiger Adventskalender in Eimsbüttel	Seite	19
Veranstaltungskalender	Seite	20

Spenden für die Gemeinde erbitten wir auf folgende Konten:

Haspa Nr.: 1211/12 92 16 (BLZ 200 505 50)

EDG Kiel Nr.: 118 107 000 (BLZ 210 602 37)

Konto des Fördervereins Jerusalem-Kirchengemeinde Hamburg e.V.:

Haspa Nr.: 1211/123 755 (BLZ 200 505 50)

Unsere Internet-Seiten finden Sie unter: Jerusalem-Kirche = www.jerusalem-kirche.de

Bestellungen und andere Anfragen richten Sie bitte an die Jerusalem-Gemeinde

Sekretariat: Frau Martina Pade, Schäferkampsallee 36, 20357 Hamburg, Öffnungszeiten:

Mo. und Mi. von 9.00 bis 13.00 Uhr und Do. von 15.00 bis 18.30 Uhr, Telefon: 040/202 28 136,

Fax: 040/202 28 138, E-Mail: jerusalem-kirche@gmx.de,

Pastor: Dr. Hans-Christoph Goßmann, Telefon: 32 84 20 64 E-Mail: jerusalem-pastor@gmx.de

Impressum:

Herausgeber ist die ev.-luth. Jerusalem-Gemeinde zu Hamburg. Auflage: 600 Stück

Redaktion: Dr. Hans-Christoph Goßmann, Druck: Druckerei Dietrich GmbH, Beeksfelde 18, 25482 Appen/Pi.

Für namentlich gekennzeichnete Artikel zeichnen die Autoren verantwortlich.

Der Brief erscheint viermal im Jahr und wird auf Spendenbasis an Mitglieder und Freunde der Gemeinde verschickt. **Redaktionsschluss** für den Jerusalem-Brief 2-2014 ist der 13. Januar 2014.

Editorial



Liebe Leserin,
lieber Leser,
im Gottesdienst
am Sonntag, den
3. November,
haben Frau
Kerstin Albers-
Joram und Pas-
tor Oliver
Stabenow eine
Dialogpredigt zu
dem Thema
'Das gute Le-

ben' gehalten. Diese Predigt können Sie in dieser Ausgabe des Jerusalem-Briefes nachlesen.

Am 20. Juli 1913 wurde Schalom Ben-Chorin geboren. In diesem Jahr begehen wir somit sein 100-jähriges Jubiläum. Er engagierte sich für die Überwindung des christlichen Antijudaismus. Über ihn und seine Bedeutung für den jüdisch-christlichen Dialog finden Sie einen Artikel in dieser Ausgabe.

Am 16. Januar 2014 werden Jüdinnen und Juden das Fest Tu BiSchawt begehen. Dr. Wolfgang Seibert, der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Pinneberg, gibt uns einen Einblick in die Bedeutung dieses Festes.

Die Verdeutschung der Schrift durch Martin Buber und Franz Rosenzweig werden viele von Ihnen kennen. Die Fragen, wie diese Übersetzung der Hebräischen Bibel entstanden ist, worin ihre Besonderheit besteht und an wen sie sich ursprünglich richtete, werden in einem Beitrag dieses Heftes thematisiert.

Wer in unserer Gemeinde Geburtstag feiern kann, können Sie dieser Ausgabe wie gewohnt entnehmen und auch, dass David Andrew getauft worden ist. Aber Freud und Leid liegen auch im Leben unserer Gemeinde dicht beieinander. Und so können Sie einen Bericht von Irene Heidner über Davids Taufe in dieser Ausgabe ebenso lesen wie den Nachruf von Renate Heidner auf Arthur Pritzko. Denn wir

mussten von ihm Abschied nehmen. Er starb am 8. August dieses Jahres.

Im Rahmen der Veranstaltungen der Jerusalem-Akademie wird es Vorträge zu den Themen ‚Mission und interreligiöser Dialog‘, ‚Recht und Rechtsschulen im Islam‘ und ‚Ägypten – Erfahrungen aus mehr als 2014 Tagen im Land des Weltgebets‘ geben.

Die nächsten Termine des Lektürekreises, in dem wir Texte von Reinhard von Kirchbach lesen, sind hier ebenso genannt wie die Themen und Termine der neuen Reihe ‚Weisheit in Bibel und Märchen‘ und die interreligiöse Begegnung „Ästhetik in den Religionen“ im Rahmen der Reihe ‚Zu Gast in Abrahams Zelt‘.

Näheres über diese Veranstaltungen finden Sie auf den folgenden Seiten.

Zu unserer diesjährigen Adventsfeier am Zweiten Advent werden wir wieder die Jüdische Gemeinde Pinneberg einladen. Diese Feier wird in ein Konzert des Kammerchores Encore einmünden, der von Peter Hechfellner geleitet wird. Neben der Einladung zu dieser Adventsfeier mit Chorkonzert finden Sie auf den folgenden Seiten auch die Einladung zum ‚Lebendigen Adventskalender‘ in Hamburg-Eimsbüttel, an dem wir uns auch in diesem Advent beteiligen werden.

Welche regelmäßigen Veranstaltungen durchgeführt werden und wann die nächsten Gottesdienste und Bibelstunden stattfinden werden, können Sie dieser Ausgabe des Jerusalem-Briefes natürlich wie gewohnt auch entnehmen.

Viel Freude beim Lesen wünscht Ihnen Ihr

Hans-Christoph Goßmann

* * *

Jahreslosung 2014

Gott nahe zu sein ist mein Glück.

Psalm 73,28

Das gute Leben

Dialogpredigt von Kerstin Albers-Joram und Oliver Stabenow

O. Stabenow:

Liebe Gemeinde,

was ist das gute Leben? Fragen wir die Meisterdenker der gerade eben wieder einmal untergegangenen FDP, werden wir hören: Ein gutes Leben heißt, dass jeder sein Leben nach seinen Vorlieben gestalten kann, wie die auch seien. Er darf nur andere nicht hindern, das gleiche zu tun. Und Gesellschaft und Staat halten sich da schön raus.

Das ist doch gut, oder? fragen Robert und Edward Skidelsky in ihrem Buch „Wie viel ist genug?“ den Leser. Aber der Unterton in der Frage lässt einen ahnen, die beiden meinen das gar nicht so.

Und dann stellen sie dem Leser – und uns – noch eine Frage: Wenn wirklich jeder nach seiner Façon selig werden soll, warum lässt dann unsere moderne Gesellschaft Menschen nicht in Ruhe, die heroinabhängig sind? Warum verbieten wir Handel und Konsum von solchen Drogen? Die Drogenabhängigen gehen doch nur ihren Weg und sie halten auch niemanden davon ab, seinen anderen Vorlieben zu folgen.

„Nein“, sagen Vater und Sohn Skidelsky, „wir unterbinden Heroinkonsum, weil wir nicht wollen, dass Menschen sich aller Dinge berauben, die ein gutes Leben ausmachen. Wir wollen nicht, dass Menschen würdelos werden, dass sie keine Freundschaft mehr kennen, keine Liebe und keinen Respekt vor sich selbst. Wir verspüren anderen Menschen gegenüber Zuneigung und wollen zusammen mit ihnen ein Leben führen, das von Sympathie und Achtung geprägt ist.“

Natürlich haben wir alle Vorlieben und die sind recht verschieden. Aber sie fangen erst an zu blühen, wenn sie auf dem Humusboden von Grundwerten stehen, die wir alle teilen. Die Dinge, die ich eben nannte: Liebe, Freundschaft, Respekt,

Selbstachtung. Und dann noch: Sicherheit, auch wirtschaftliche Sicherheit, Gesundheit. Persönlichkeit, Harmonie mit der Natur sowie Muße. Das sind die Basisgüter, die wir alle brauchen und Staat und Gesellschaft sollen sehr wohl ihren Beitrag dazu leisten, dass jeder diese Güter auch bekommt.

Es gibt Dinge, die alle brauchen, um glücklich zu sein. Das ist der erste wichtige Gedanke in dem Buch „Wie viel ist genug“.

Die Skidelskys – ich nenne sie einfach einmal so – halten nicht viel von den modernen politischen Theorien, die seit den 70er Jahren in der öffentlichen Diskussion die Luftherrschaft errungen haben. Sie glauben nicht, dass wir isolierte Individuen und nur glücklich sind, wenn wir unsere jeweiligen Vorlieben, unsere sogenannten Präferenzen verwirklichen können, ständig Kosten-Nutzenabwägungen machen und den ganzen Tag lang darauf aus sind, den Eigennutz zu vergrößern.

Nein, sagen sie. Wir sind keine Sozialatome, die je für sich durch die Gesellschaft zischen und sich so lange selbstverwirklichen, bis sie vor lauter Berufs- und Freizeitstress dabei verglühen.

Menschen sind soziale Wesen. „Das gute Leben hat sein Zuhause nicht in den Gehirnen von Individuen, sondern in Gruppen von Menschen, die Dinge zusammen machen.“

Ein gutes Leben habe ich vor allem als ein erfülltes Leben mit anderen. Das ist der zweite wichtige Gedanke in dem Buch.

Nun habe ich die Namen Robert und Edward Skidelsky schon ein paar Mal erwähnt – aber wer sind die beiden Männer eigentlich? Robert, der Vater, ist angesehener Wirtschaftshistoriker, so angesehen, dass die Queen ihn inzwischen geadelt hat.

Lord Robert also ist schon über 70, hat eine interessante Homepage, auf der er ständig zu allem möglichen Stellung bezieht. Er gibt zu, er wäre vom guten Leben ziemlich weit entfernt, weil er schon alt sei und noch so viel vorhabe. Das produziert Stress. Sein Sohn Edward ist knapp 40, unterrichtet Philosophie an einem englischen College. Das sei interessant, sagt er, und da er nur einige Stunden in der Woche unterrichte, auch nicht so anstrengend. Dafür habe er allerdings nicht so viel Geld, sei aber gerade Vater geworden und zusammengenommen ergebe das ein ziemlich gutes Leben. Eine Homepage hat er übrigens nicht.

2010 hatten sich Vater und Sohn für einige Zeit ein einfaches Haus in Frankreich auf dem Land gemietet. Das machen Engländer immer mal gerne – allein schon weil die englische Küche so schlecht ist. Dort haben sie dann ihr Buch über das gute Leben geschrieben. Was brauche ich wirklich und wie viel ist genug? Diese gemeinsame Zeit als Vater und Sohn mit einem großen Projekt sei ein Stück gutes Leben gewesen, haben sie danach gesagt.

Hier haben sie das gespürt, was für mich der dritte wichtige Gedanke in dem Buch ist. Ich bin zufrieden, wenn ich merke: Ich habe genug. Es reicht so.

Die Fähigkeit zu sagen: „Genug ist genug“ mussten Menschen schon immer lernen. Solange wir Menschen miteinander Dinge tauschten, war das noch relativ einfach. Irgendwann hatte ich mir auf der Suche nach dem perfekten Bett, so viele Betten eingetauscht, dass ich selber leider nicht mehr in mein Schlafzimmer passte. Da merkte ich, dass ich mit meiner Taktik auf dem falschen Dampfer war. Seit wir in der Geldwirtschaft leben ist das schwieriger geworden. Mit Geld kann ich endlos tauschen und bei Geld gibt es keine natürliche Obergrenze. Wenn meine Kühltruhe voll ist, kaufe ich keine Pizzen mehr, auch keine im Sonderangebot. Mein digitaler Geldschrank ist nie voll. Das stachelt uns an,

immer mehr haben zu wollen. Doch es stimmt: Immer mehr Geld haben zu wollen, ist genau so intelligent, wie immer mehr essen zu wollen. Als der philippinische Diktator Marcos gestürzt wurde, fanden die Menschen in den Kleiderschränken seiner Frau ungefähr 3600 Paar Schuhe. Da war allen klar, die Frau ist meschugge. Wenn sich die Gehälter deutscher Spitzenmanager verdoppeln, halten wir das für normal. Das ist ein Widerspruch.

Doch Widerspruch bekomme ich in einigen Punkten wohl auch von meiner Kollegin – oder?

K. Albers-Joram:

Mit Sicherheit! Also beginnen wir gleich mit dieser. Sicherheit ist eins der Basisgüter. Klar, ein zentraler Wert, aber gilt er auch für die Menschen, die nicht ein Leben wie die Skidelskys führen? Für die Flüchtlinge in Lampedusa zum Beispiel? Oder meinen wir damit nur uns und unser Gleichen?

O. Stabenow:

Natürlich, würden die Skidelskys antworten, gilt das Basisgut Sicherheit auch für die Lampedusa-Flüchtlinge. Schauen wir einmal, was die beiden unter Sicherheit verstehen: Ein Leben auf einem gewissen materiellen Niveau, das dann „mehr oder weniger seinen gewohnten Gang geht: mit einem Einkommen, das ausreicht und ohne Störung durch Krieg, Verbrechen, Revolution oder größere gesellschaftliche Umbrüche“. Genau das suchen ja auch die Menschen, die nach Europa fliehen.

K. Albers-Joram:

Aber ist das nicht bloß eine Fiktion? Die Menschen, die in maroden Booten nach Lampedusa fahren, wissen nicht, ob sie ankommen oder ertrinken werden. Und angekommen haben sie auch keine Sicherheit, werden willkürlich über Europa verteilt oder abgeschoben. Die Realität in den armen Teilen der Welt ist nicht viel besser.

O. Stabenow:

Das stimmt. Aber die Aussage, dass jeder Sicherheit braucht, wird nicht dadurch widerlegt, dass nicht jeder sie hat. Es ist eine gut begründete Forderung. Denn wer sich nicht sicher fühlt, ist ständig in Angst. Eine furchtbare Perspektive. Für jeden, ob reich, ob arm. Natürlich haben Sie recht mit dem Hinweis auf die Arme Welt. Das führt aber zu einem neuen Aspekt des Buches. Die Autoren haben den Mut, uns aufzufordern, uns um uns selbst zu kümmern. Sie sagen offen, ihr Konzept ist eins für die reiche Welt. Wir können jetzt mit dem Wirtschaftswachstum aufhören, weil wir genug haben, und anfangen, den Reichtum gerecht zu verteilen. Dann kann jeder der will, hier bei uns, lernen ein gutes Leben zu führen. Dafür muss er sich aber erst einmal die eigene seelische Armut eingestehen. Die Deformationen, die wir haben, weil wir immer neidisch auf den Nachbarn links gucken, der mehr hat und das auch haben wollen, und überheblich auf den Nachbarn rechts, der weniger hat und uns ganz wichtig ist, dass er auch weiterhin sozial unter uns bleibt.

K. Albers-Joram:

Okay, und die Mittelschichten in den Entwicklungsländern, sind die auch vom Sozialneid zerfressen, weil wir hier 2000–3000 Euro verdienen, sie aber nur 300–400?

O. Stabenow:

Die ärmeren Länder brauchen weiteres Wirtschaftswachstum, sollten aber bei ihrem Wachsen nicht den Fehler machen, den wir gemacht haben, vor lauter Wirtschaftswachstum zu vergessen, wozu man das will: für ein gutes Leben und wenn man das haben kann, ist genug Fortschritt erzielt. Man kann auf dem Niveau bleiben.

K. Albers-Joram:

Sie haben vorhin erzählt, dass den Skidelskys wichtig ist, dass wir Menschen soziale Wesen sind, die Interesse aneinander haben. Sind die beiden in Wahrheit nicht doch ein wenig interesselos an der Dritten Welt.

O. Stabenow:

Darauf muss ich mit einem klaren „Nun ja und ja aber“ antworten. Ich glaube, sie haben ihr Buch auch für die ökumenischen Stadtneurotiker bei uns geschrieben, die immer fordern, sich für die Dritte Welt einzusetzen, weil sie Angst haben, selber in den Spiegel zu schauen und ihr eigenes missglücktes Leben zu sehen. Wir haben die Tendenz, immer von uns selbst abzulenken und zu sagen. Schau, anderen geht es noch schlechter, um die müssen wir uns kümmern. Okay, ich weiß, ich selber stecke im Hamsterrad des Konsums, bin nur froh, wenn ich shoppe. Das macht mich aber auch nur kurz glücklich, dann muss ich wieder shoppen, dafür fehlt aber das Geld. Dann muss ich mehr arbeiten, dann fehlt leider die Zeit zum Shoppen. – Ach, ich verdränge einfach mal mein psychisches Elend und kümmere mich um das materielle Elend in der Dritten Welt. Denen geht es doch richtig schlecht.

K. Albers-Joram:

Stimmt das nicht?

O. Stabenow:

Doch. Uns Hamsterradbewohnern aber auf andere Weise auch. Außerdem wollen die Menschen in der Dritten Welt sich auch ganz gerne um sich selbst kümmern. Die Welt retten kann keiner von uns. Wir können uns aber um uns selbst **und** um andere kümmern. Wir könnten – oft jedenfalls – weniger arbeiten und mehr mit unseren Kindern spielen. Und gleichzeitig gucken, was wir konsumieren und ob es Produkte sind, die fair produziert und transportiert wurden.

O. Stabenow:

Nun lassen Sie uns das Thema wechseln. Ich bin gespannt, ob Sie zu dem, was die beiden Autoren unter Entfaltung der Persönlichkeit und Gesundheit verstehen, auch kritische Anmerkungen haben. Gesundheit meint „alles, was nötig ist, um das Leben über eine vernünftige Dauer zu erhalten... Dazu zählen auch Vitalität, Energie, Wachheit und die rotwangige Schönheit,

die Tolstoi und andere Moralisten über dekadente Ideale stellten“ schreiben die Skidelkys. Wirklich gesund ist nur, wer auch seelisch gesund ist und das ist ein Mensch, der seine Persönlichkeit entfalten kann. Er hat „die Fähigkeit, einen Lebensplan zu entwerfen und umzusetzen, der die eigenen Vorlieben, das eigene Temperament und die eigene Vorstellung, was gut ist, widerspiegelt“, dies mit „einem Element von Spontaneität, Individualität und Tatkraft“.

K. Albers-Joram:

Das sind wieder so wunderbare Ideale, die für mich aber ebenso unwirklich klingen. Auch im hochentwickelten Deutschland haben wir immer mehr Arbeit, die unter unwürdigen Umständen geschieht. Prekäre Arbeit und Ausbeutung, auf die sich Menschen, oft Frauen und Migranten, einlassen müssen, um das eigene Überleben zu sichern. Diese Arbeiten machen krank und helfen einem nicht, seine Persönlichkeit zu entfalten. Außerdem scheint mir für eine Gesellschaft, in der alle diese Basisgüter verwirklichen können, ökonomischer Wohlstand Voraussetzung zu sein.

O. Stabenow:

Es gibt Lebensumstände, die Menschen ihre Würde nicht nehmen, diese Würde aber so mit Füßen treten, dass von ihr kaum noch etwa zu sehen ist. Solche Menschen können dann gar kein Gespür für ihre vielfältigen Bedürfnisse jenseits der materiellen entfalten. Solche Menschen benötigen erst einmal diese materielle Sicherheit. Aber werden sie, wenn sie diese hoffentlich einmal haben, zufrieden sein, oder werden sie nicht aus guten Gründen nach einer Weile wieder unzufrieden, weil sie spüren, dass ihnen noch Dinge zum erfüllten Leben fehlen? Zum Beispiel andere Dimensionen von Sicherheit: die soziale und seelische Sicherheit in einer Partnerschaft und Familie?

Sie haben Recht! Frauen, die mit zu wenig Geld ständig für ihre Kinder sorgen müssen und vielleicht noch der Willkür ihrer

Männer ausgeliefert sind, werden kaum Vorstellungen wie die Skidelskys entwickeln können, dass zum Leben auch Muße gehört, Kunst, sich einen Sonnenuntergang genussvoll anschauen, also Dinge zu tun, die keinen äußeren Zweck haben, sondern in sich schön sind. Vielleicht haben sie noch kanalisierte Wünsche, die von ihrer Gesellschaft angebotenen Glücksbringer. Für viele junge Männer mit Migrationshintergrund reduziert sich Glück auf den Besitz eines BMW, in dem sie dann goldkettchenbehängt durch die Stadt fahren. Ich glaube, man kann Menschen so beschädigen, dass sie keine Zeit und keine Energie mehr haben, ihren eigenen Wünschen nachzuspüren.

In der Tat muss man auch die Frage stellen, ob die Ideen, die ich hier vorstelle, nur Fantastereien sind, weil wir gar nicht genug produzieren, um ein bedingungsloses Grundeinkommen zur Verfügung zu stellen und dann noch so hohe Löhne zu zahlen, dass jeder genug Zeit hat, Freundschaften zu pflegen, Mußeaktivitäten nachzugehen usw. Allerdings ist der alte Skidelsky ein kluger Ökonom. Er nimmt als Vergleich zu heute das Jahr 1930 und rechnet aus, dass unser Bruttoinlandsprodukt seither um ein Mehrfaches gestiegen ist. Daraus schließt er, dass wir hier in Europa genug Reichtum für ein gutes Leben für alle haben. Das Problem, sagt er, ist, dass wir den Reichtum falsch verteilen. Der distinguierte Lord Robert nimmt da kein Blatt vor den Mund und schreibt: „Der Kapitalismus ist ein Monster, das wieder an die Kette gelegt werden muss“ – damit alle gut leben können.

K. Albers-Joram:

Nun ist mein Köcher kritischer Pfeile aber noch längst nicht leereschossen. Eine Frage hätte ich da noch: Sind nicht einige Bedürfnisse wichtiger als andere? Befriedigen wir sie nicht stets vorrangig? Der amerikanische Psychologe Abraham Maslow hat eine „Bedürfnispyramide“ in der menschlichen Natur entdeckt. Zuerst benötigen wir Essen und Trinken. Dann kommt

das Bedürfnis nach Sicherheit, dann das nach Liebe, dann erst das nach Wertschätzung und schließlich der Wunsch, sich selbst zu verwirklichen. Das widerlegt doch die Idee, dass es gleichwichtige Basisgüter gibt.

O. Stabenow:

Interessant finde ich bei dem guten Maslow erst einmal, dass er fünf Bereiche nennt, die alle wichtig sind, wenn auch in verschiedener Weise. Denn wer nur von Wasser und Brot leben muss, ist auf Dauer nicht zufrieden. Auch für Maslow machen erst alle fünf Bereiche zusammen das gute Leben aus, so verstehe ich ihn jedenfalls. Er weist aber auf etwas Wichtiges hin. Es gibt ein zeitliches Nacheinander der Bedürfnisse. Erst musst du dein physisches Überleben sichern, bevor du Freundschaft und Freiheit leben kannst. Doch: Ein Leben wohlversorgt mit Essen und Trinken, aber in Sklaverei – wäre das erstrebenswert? Der goldene Käfig, den im 19. Jahrhundert die wohlhabenden Ehemänner ihren bürgerlichen Frauen gebastelt hatten, war doch recht angenehm gepolstert. Dennoch haben sich diese Frauen an die Kutschen von Ministern gekettet (recht unangenehm und ungepolstert), um für ihre freie Persönlichkeitsentfaltung zu kämpfen.

K. Albers-Joram:

Sich lieber aus Protest an ein Wagenrad zu ketten und dabei frei sein, als im goldenen Käfig leben und unfrei sein. ... Bei allem kann ich mich des Eindrucks nicht

erwehren, dass Papa und Sohn Skidelsky doch eurozentristisch sind. Sie blicken nicht über den Tellerrand unserer Kultur. Gemeinsame Grundgüter kann man in der globalen Welt nur im interkulturellen und interreligiösen Dialog finden.

O. Stabenow:

Die beiden betonen, sie hätten beim Schreiben ihres Buches nicht die abendländischen Scheuklappen im Din A 4 Format mit Goldrand aufgesetzt. Als Beispiel nennen sie den Wert Respekt. Natürlich erwartet ein Taxifahrer aus der Bronx auf eine andere Weise Respekt von dir als eine japanische Prinzessin. Aber Respekt erwarten sie beide.

Doch Sie haben Recht. Hier ist ein Punkt, an dem es viel zu diskutieren gibt. Wie können wir gemeinsame Werte für eine Weltzivilisation entwickeln? Frau Albers-Joram und ich laden alle herzlich ein, darüber nach dem Gottesdienst beim Kirchenkaffee weiter zu diskutieren.

* * *

Monatsspruch im Dezember 2013

In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen.

Johannes 1,4

100. Geburtstag von Schalom Ben-Chorin von Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann

Vor hundert Jahren wurde Schalom Ben-Chorin geboren – am 20. Juli 1913 in München, als Fritz Rosenthal, wie er ursprünglich hieß. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges setzte er sich für Verständigung zwischen Juden und Christen, Israelis und Juden ein. Er engagierte sich für die

Überwindung des christlichen Antijudaismus ein und wurde zu einem Wegbereiter des jüdisch-christlichen Dialogs. Wir heutige, die wir uns in diesem Dialog engagieren, haben ihm viel zu verdanken. Sein Name Schalom Ben-Chorin (שלום בן-חורין)

hat die Bedeutung: Frieden, Sohn der Freiheit.

Er wuchs in einem assimilierten jüdischen Elternhaus auf, machte eine Buchhändlerlehre und studierte Germanistik, Kunstgeschichte, Theaterwissenschaft, Philosophie und Vergleichende Religionswissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität in München. Nachdem er mehrere Male von der Gestapo verhaftet worden war, emigrierte er 1935 nach Palästina und arbeitete als Journalist, freier Schriftsteller, Dichter und theologischer Denker in Jerusalem. Im Jahr 1958 gründete er zusammen mit seiner Frau und anderen in Jerusalem die Har-El-Synagoge, die erste Reformgemeinde Israels. Er war 1961 Mitbegründer der Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag und Gastprofessor an den Universitäten in Jerusalem, Tübingen und München. Er starb am 7. Mai 1999 in Jerusalem.

Schalom Ben-Chorin erhielt zahlreiche Ehrungen, so den Leo-Baeck-Preis (1959), das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse (1969), den Dr. Leopold-Lucas-Preis der Universität Tübingen (1975), den Rudolf-Küstermeier-Preis (1979), den IADM-Preis der Assoziation deutschsprachiger Medien (1980), die Buber-Rosenzweig-Medaille (1982), das Große Bundesverdienstkreuz (1983), die Goldene Bürgermedaille der Landeshauptstadt München (1988), den Bayerischen Verdienstorden (1986) und das Große Bundesverdienstkreuz mit Stern (1993). Er war Ehrenmitglied der Fakultät des Hebrew Union College-Institute for Religion. Zudem wurde ihm die Ehrendoktorwürde verliehen, von der Universität München im Jahr 1988 und von der Universität Bonn im Jahr 1993.

Unter den zahlreichen Büchern, die er geschrieben hat, haben drei dem christlich-jüdischen Dialog besondere Impulse gegeben: ‚Bruder Jesus. Der Nazarener in jüdischer Sicht‘, ‚Paulus. Der Völkerapostel in jüdischer Sicht‘ und ‚Mutter Mirjam. Maria in jüdischer Sicht‘.

Persönlich erlebt habe ich Schalom Ben-Chorin zum ersten Mal bei Veranstaltungen zum christlich-jüdischen Dialog auf Deutschen Evangelischen Kirchentagen; näher kennengelernt habe ich ihn, als ich zu Beginn der achtziger Jahre an der Hebräischen Universität in Jerusalem studierte und oft an den Gottesdiensten in der Har-El-Synagoge teilnahm. Dabei habe ich viel von ihm lernen können. Durch seine Vorträge und Bücher sowie durch Gespräche mit ihm sind mir die Augen für die jüdischen Hintergründe des Neuen Testaments geöffnet worden, ohne die wir die neutestamentlichen Schriften nicht angemessen verstehen können.

Es ist bemerkenswert, dass wir in unserem Evangelischen Gesangbuch zwei Lieder haben, deren Texte Schalom Ben-Chorin geschrieben hat: ‚Und suchst du meine Sünde‘ (EG 237) und ‚Freunde, daß der Mandelzweig‘ (EG 606). Beide Lieder singen wir in unserer Jerusalem-Gemeinde gerne. Der Text des Liedes ‚Freunde, daß der Mandelzweig‘ drückt die Zuversicht aus, die er hatte und die er auch anderen vermittelt hat:

„Freunde, daß der Mandelzweig wieder blüht und treibt, ist das nicht ein Fingerzeig, daß die Liebe bleibt. Daß das Leben nicht verging, soviel Blut auch schreit, achtet dieses nicht gering in der trübsten Zeit. Tausende zerstampft der Krieg, eine Welt vergeht. Doch des Lebens Blütensieg leicht im Winde weht. Freunde, daß der Mandelzweig sich in Blüten wiegt, bleibe uns ein Fingerzeig, wie das Leben siegt.“

Tu bi-Sch´wat
Das Neujahrsfest (der Geburtstag) der Bäume
von Dr. Wolfgang Seibert



*„Und da
 ihr in das
 Land
 kommt und
 jeden
 Baum, der
 Essbares
 trägt,
 pflanzt, so*

*enthaltet euch seiner Frucht, (gleich) der
 unbeschnittenen Vorhaut; drei Jahre lang
 sei euch die Frucht unrein und wird nicht
 gegessen. Und im vierten Jahr wird all
 seine Frucht lobpreisend Gott geheiligt.
 Und im fünften Jahr werdet ihr seine
 Frucht essen, seinen Ertrag euch zulegen,
 ich bin der Ewige euer Gott.“*

(Leviticus 19:23-25)

Nach der Vertreibung aus Spanien und Portugal wanderten viele Kabbalisten nach Israel ein. Die in den galiläischen Bergen gelegene Stadt Safed wurde im 16. Jahrhundert ihr wichtigstes Zentrum. In Safed lebte der große Meister der Kabbalisten Jizchag Luria zwei Jahre mit seinen engsten Anhängern. In dieser kurzen Zeit führten sie Rituale, Liturgien und Bräuche ein, die sich sehr schnell über ihren Kreis hinaus verbreiteten. Dazu gehörte auch das neue Ritual für Tu bi-Sch´wat.

Am 15. des Monats Sch´wat (Januar-Februar) feierten sie ein Fest der Bäume, an dem verschiedene Früchte, wenigstens fünfzehn, in ritueller Ordnung gegessen wurden. Das Essen der Früchte war Ausdruck der Freude, des Gefallens am Baum, an seiner Fruchtbarkeit und seinen Erträgen. Ziel des Rituals war es, durch seelische Konzentration (*kawanah*) sich in Einklang mit der Schöpfung zu bringen und dadurch mit der sichtbaren und verborgenen Welt zur Verbesserung und Vervollendung der göttlichen Ordnung (*tikkun*) beizutragen.

Mit dem neuen Ritual griff Luria auf vorhandene Traditionen zurück. In der Mishna wird der 1. bzw. 15. Sch´wat bereits genannt, nicht als Festtag, sondern als „Neujahr der Bäume“, als Stichtag für die Berechnung des zehnten Teils der Frucht. Wann aus dem Tag, an dem das Steuerjahr der Bäume begann, ein Fest der Bäume wurde, ist nicht bekannt. Die älteste liturgische Dichtung für das „Neujahr der Bäume“, die gefunden wurde, stammt aus Kairo aus dem 10. Jahrhundert. Sie bezeugt, dass das Fest bereits im Mittelalter existierte, wenngleich seine Gestalt noch nicht schriftlich festgehalten war.

Im Mittelmeerraum war es üblich, vor Ende des Winters Dörrobst zu essen, um das nahende Ende des Winters zu feiern. Juden bevorzugten Früchte, die im Land Israel wuchsen, vor allem Johannisbrot, darin drückte sich ihre Sehnsucht nach dem Land der Vorfahren aus und nach der Erlösung.

Luria und seine Anhänger kannten diese Sehnsucht. Sie war nach der Vertreibung aus Spanien und Portugal stärker geworden und wurde Teil des aus Spanien mitgebrachten Obstfestes, das nun „Fest der Bäume“ hieß und kabbalistischen Charakter annahm. Seine Liturgie umfasste Dichtungen und die symbolische Deutung der Früchte, Lehrstücke aus der Bibel, Talmud und Sohar (die grundlegende Schrift der Kabbalisten), sowie Gebete und Segensprüche. 1753 wurde ihr Seder, ihre Ordnung des Festes, schriftlich festgelegt und bald als eigenständiges Buch veröffentlicht: „Die Frucht des Zitrusbaums“. Die Ordnung des Festes geht auf die Struktur der Liturgie des Vorabends von Pessach zurück.

Wie zu Pessach stand auch im kabbalistischen Ritual der Tisch im Mittelpunkt. Er

wurde weiß gedeckt mit Blättern und Früchten geschmückt, die mit Rosenwasser besprengt wurden. Es brannten Kerzen und viele verschiedene Früchte und Weine wurden aufgetragen. Weißwein symbolisierte den Winterschlaf der Pflanzen und die Müdigkeit der Sonne. Rotwein kündigte das Erwachen der Pflanzen, die zunehmende Sonnenkraft, den Beginn des Frühlings an. Nachdem aus den heiligen Schriften gelesen und ein Gebet für das Wohl der Bäume gesprochen wurde, segnete man das erste Glas Weißwein und die ersten Früchte: Oliven, Datteln, und ein gefülltes Weizengebäck, dann wurde fröhlich gegessen und getrunken. Dem zweiten Glas Weißwein wurde etwas Rotwein zugefügt, Dazu aß man Feigen, Äpfel, Granatäpfel und Paradiesäpfel. Das dritte Glas war jeweils zur Hälfte mit Weißwein und Rotwein gefüllt. Dazu aß man Walnüsse, Haselnüsse, Mandeln oder Kastanien, Johannisbrot und Birnen. Im vierten Glas war nur noch ganz wenig Weißwein und dazu aß man Mispeln (Holzäpfel) Quitten, Kirschen, Erdnüsse und Lupinen. Bei jeder Frucht ging es um ihre geheime symbolische Bedeutung, denn ein kraftvolles Ritual würde zur Verbesserung der kosmischen Ordnung beitragen. Nach dem Essen stand man vom Tisch auf und tanzte.

Der Name „Neujahr der Bäume“ erweckte Assoziationen zu Rosh ha-Shana, dem jüdischen Neujahrsfest, und gab Tu bi-Sch´wat den Charakter eines Gerichtstags für die Bäume: An diesem Tag wird durch das himmlische Gericht entschieden, welcher Baum gefällt und welcher Baum gepflanzt wird, welcher Früchte trägt und welcher verdorrt. Unter den sefardischen Juden ist es heute noch Brauch, die Nacht zu durchwachen und Passagen aus Bibel, Talmud und Sohar zu lesen.

Während der Aufbauzeit in Palästina bekam das Baumfest eine neue Qualität. Nun hieß Tu bi-Sch´wat auch Geburtstagsfest der Bäume. Sein Symbol war der blühende Mandelzweig, da in Israel der Mandelbaum als erster blüht und vom nahenden

Frühling kündigt. Das wichtigste neue Ritual war das Pflanzen eines neuen Baumes. Diesen Brauch führte der Historiker und Schulleiter Seev Yavetz ein. 1890 versammelte er zum ersten Mal die Kinder seiner Schule, um in ihrem Ort Sichron Yaakov feierlich Bäume zu pflanzen. Er übertrug den alten europäischen Brauch, am 1. Mai, dem Frühlingsfest, Bäume, Sträucher und Blumen zu pflanzen, auf den 15. Sch´wat, der meist auf Ende Januar/Anfang Februar fällt. Damit gab er dem jüdischen Fest einen neuen pädagogischen Inhalt, der die Liebe zum Land stärkte und half, die abgeholzte Landschaft wieder neu zu bepflanzen. Aus dem Fest der Sehnsucht wurde ein Fest des Aufbaus. Das war überzeugend und wurde mit Begeisterung aufgenommen. 1908 bestätigte die Gewerkschaft der Lehrer und Kindergärtner die neue Idee. Die Zeremonie wurde zur Pflicht in allen Schulen. Die Wiederauforstung Israels hat diesem Fest viel zu verdanken. Noch heute lernen israelische Kinder das Lied aus der Pionierzeit:

So gehen die Pflanzenden,
Lied im Herzen, Spaten in der Hand,
aus Stadt und Dorf,
von Tal und Berg,
zu Tu bi-Sch´wat.....

In den letzten Jahren, als deutlich wurde, wie sehr der Aufbau und die schnell wachsende Industrie die Natur in Israel gefährden, deklarierte man Tu bi-Sch´wat zum Tag des Umweltschutzes. Es werden Schulausflüge und Exkursionen in besonders gefährdete Gebiete organisiert, um auf Möglichkeiten des Schonens und der Pflege der Umwelt hinzuweisen.

Da Tu bi-Sch´wat religiös nicht festgelegt ist, werden wie zur Zeit der frühen Kabbalisten aus Safed neue „Ordnungen“ für das Fest geschaffen, die auch aktuelle Texte und Lieder enthalten. Einige der Lieder schafften sogar den Sprung in die israelische Hitparade. So verwandelt sich das Fest ständig und bleibt dadurch immer jung.

In unserer Gemeinde in Pinneberg ist es Gebrauch, an diesem Tag Geld zu sammeln für den KKL, den jüdischen Nationalfonds, der sich um die Wiederaufforstung in Israel kümmert. Viele Juden beschließen an diesem Tag, der ja in unseren Winter fällt, im Frühjahr einen Baum zu pflanzen.

„In jener Stunde nahm der Heilige, gesegnet sei er, den ersten Menschen, führte ihm alle Bäume des Garten Edens vor und sagte zu ihm: „Siehe meine Werke, wie schön und ausgezeichnet sie sind. Und alles was ich erschuf, erschuf ich für Dich. Denke daran, meine Welt nicht zu verderben und

zu zerstören. Denn, wenn Du verdorben hast, so gibt es niemanden, der es nach Dir wiedergutmacht.“

(Kohelet Rabba 7)

* * *

Monatsspruch im Januar 2014

Lass mich am Morgen hören deine Gnade;
denn ich hoffe auf Dich.

Tu mir kund den Weg, den ich gehen soll;
denn mich verlangt nach dir.

Psalm 143,8

Die Verdeutschung der Schrift durch Martin Buber und Franz Rosenzweig

von Dr. Hans-Christoph Goßmann

Einführung

Die Schrift ist die deutsche Übersetzung des TeNaKs, der Hebräischen Bibel, durch die jüdischen Philosophen Martin Buber (1878 – 1965) und Franz Rosenzweig (1886 – 1929). Sie entstand in den Jahren zwischen 1925 und 1961, bis 1929 gemeinsam durch Buber und Rosenzweig, nach Rosenzweigs Tod in diesem Jahr wurde sie von Buber allein weitergeführt und vollendet, zunächst noch in Deutschland, ab 1938 in Palästina. Im Februar 1961 wurde in der Wohnung Bubers in Jerusalem der Abschluss dieses großen Werkes im Rahmen eines *sijjum* begangen, einer traditionellen jüdischen Abschlussfeier. Unter dem Werk stand *tam wenischlam* - vollendet und abgeschlossen. Das Wirken Martin Bubers zeichnete sich durch eine große Weite und bemerkenswerte Vielfalt aus. Professor Dr. Dr. h.c. Daniel Krochmalnik von der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg bezeichnet ihn als „Prophet, Mystiker, Philo-

soph, Politiker, Pädagoge, Erzähler und Übersetzer“¹.

Im Jahr 1925 begann Buber zusammen mit dem Philosophen Franz Rosenzweig mit der Übersetzung der Heiligen Schrift, des TeNaK, ins Deutsche. Den Plan einer Übersetzung der Hebräischen Bibel hatte Buber bereits im Jahr 1914 gefasst und 1920 mit Rosenzweig besprochen. Einen entscheidenden Impuls, mit der Arbeit an dem Werk zu beginnen, gab im Jahr 1925 der Verleger Lambert Schneider. Rosenzweig hatte zunächst lediglich eine „jüdisch revidierte Lutherübersetzung“ für realisierbar gehalten. Die Übersetzung, die letztlich zunächst von den beiden und nach dem Tod Rosenzweigs im Jahr 1929 von Buber allein erarbeitet und im Jahr 1961

¹ Daniel Krochmalnik, Martin Buber und die Religionen, in: Hanna Lehming (Hrsg.), Jüdische Denker im 20. Jahrhundert, Hamburg: E.B.-Verlag 1997, S. 88-106, hier S. 88.

beendet worden ist, ist dagegen etwas vollkommen Anderes als eine revidierte Lutherübersetzung geworden. Es wäre nicht übertrieben zu sagen, dass sie unter den Bibelübersetzungen eine einzigartige Sonderstellung innehat, weil in ihr Übersetzungsprinzipien in die Tat umgesetzt worden sind, die in dieser Form bei keiner anderen Übersetzung leitend gewesen sind. Worin besteht die Besonderheit dieser Übersetzung?

Die Besonderheit dieser Übersetzung

Die Übersetzung war nicht aufgrund eines Auftrages irgendeines institutionellen Auftraggebers wie beispielsweise einer Synagogengemeinde oder eines jüdischen Verbandes entstanden, sondern aufgrund der Überzeugung, dass eine solche Übersetzung nun geboten sei. Buber beschreibt diese Notwendigkeit wie folgt: Die „Pflicht zu einer erneuten Übertragung der Schrift ... ergab sich aus der Entdeckung der Tatsache, daß die Zeiten die Schrift vielfach in ein Palimpsest verwandelt haben. Die ursprünglichen Schriftbezüge, Sinn und Wort von erstmals, sind von einer geläufigen Begrifflichkeit teils theologischer, teils literarischer Herkunft überzogen“². Die vorliegenden Übersetzungen – so Buber – „gehen nicht wesenhaft darauf aus, den ursprünglichen Charakter des Buches in Wortwahl, Satzbau und rhythmischer Gliederung zu erhalten; von ihrer Absicht getragen, einer aktuellen Gemeinschaft, der jüdischen Diaspora des Hellenismus, der frühchristlichen Ökumene, dem Glaubensvolk der Reformation, eine zuverlässige Stiftungsurkunde zu übermitteln, ziehen sie den ‚Inhalt‘ des Textes in eine andere Sprache herüber, auf die Eigentümlichkeiten der Elemente, der Struktur, der Dynamik zwar nicht etwa von vornherein Verzicht leistend, wohl aber sie

unschwer da aufgebend, wo die spröde ‚Form‘ die Weitergabe des Inhalts behindern zu wollen schien“³.

Demgegenüber beschritten Martin Buber und Franz Rosenzweig bei ihrer Übersetzung einen anderen Weg. Ausgehend von der traditionellen Bezeichnung der Hebräischen Bibel als *miqra* – ein hebräisches Nomen, das die Bedeutungen ‚Lesung‘ und ‚Ausrufung‘ hat, sollte der biblische Text nicht nur mit den Augen gesehen, sondern auch mit den Ohren gehört werden. Die *Verdeutschung der Schrift* sollte die hebräische Lautgestalt in deutscher Lautgestalt wiedergeben. Dies war nur dadurch möglich, dass in der deutschen Sprache auch sprachliche Neuschöpfungen vollzogen werden, die auf deutsche Leserinnen und Leser z.T. nur fremd wirken können. Wir können davon ausgehen, dass dieser Verfremdungseffekt auch so intendiert ist.

Bei ihrer Übertragung war der Gedanke leitend, dass Form und Inhalt unauflöslich zusammen gehören. Deshalb war es für sie von hoher Relevanz, das hebräische Original nicht nur dem Inhalt, sondern auch gemäß seiner Form im Deutschen nachzubilden. Und so entstand eine sprachschöpferische Leistung, die das hebräische Original so genau wie möglich in der deutschen Sprache nachbildet. Für jedes hebräische Wort wurde unabhängig vom jeweiligen Sinnzusammenhang eine gleich bleibende deutsche Entsprechung verwendet. Dazu wurden wurzelverwandte hebräische Wortgruppen durch wurzelverwandte deutsche Wortgruppen wiedergegeben. In diesem Zusammenhang wurden auch die deutschen sprachlichen Neuschöpfungen vollzogen. Auf diese Weise ermöglicht es diese Übersetzung, dem hebräischen Text gleichsam nachzuspüren. Und so kann ohne Übertreibung gesagt werden: Diese Übersetzung der Hebräischen Bibel ist ein Kunstwerk der deutschen Sprache.

Gershom Scholem sagte über diese sprachliche Gestaltung der *Verdeutschung der Schrift* zu Martin Buber: „Sie haben es sich

² Zitiert nach: Rolf Rendtorff, Martin Bubers Bibelübersetzung, in: Werner Licharz [Hrsg.], Dialog mit Martin Buber [Arnoldshainer Texte, Bd. 7], Frankfurt a.M.: Haag + Herchen Verlag, 1982, S. 290-305, hier S. 291.

³ Zitiert nach: Rolf Rendtorff, a.(Anm. 2)a.O., S. 291f.

angelegen sein lassen, die Bibel nicht leichter zu machen, als sie ist. Das Klare ist bei Ihnen klar, das Schwere ist schwer, und das Unverständliche ist unverständlich. Sie machen dem Leser nichts vor und schenken ihm nichts ... Sie haben ein besonderes Ohr dafür gehabt, wo auch im scheinbar problemlosen Fluß der Prosa oder des Gedichtes die Klippen und Schwierigkeiten stecken. Ich hätte fast gesagt: Sie haben den Text aufgerauht, um ihn so desto unmittelbarer an den von solcher Rede betroffenen Leser heranzubringen“⁴.

Buber und Rosenzweig ging es um die sprachlich genaue Übertragung des hebräischen Urtextes unter Bewahrung seines vollen Bedeutungsreichtums. Dabei war ihnen bewusst, dass ihr Vorhaben gleichsam der Versuch einer Quadratur des Kreises ist. Franz Rosenzweig brachte dies folgendermaßen auf den Punkt: „Übersetzen heißt zwei Herren dienen. Also kann es niemand.“⁵

Gehen wir der Frage nach, warum dieser ungewöhnliche und gewiss nicht leichte Weg der Übertragung des hebräischen Textes in die deutsche Sprache gewählt wurde, so sehen wir, dass das Wort der Bibel als gesprochenes Wort verstanden wurde, als unmittelbare Ansprache an Zuhörende. Deshalb kann und darf ihre Sprachgestalt im Rahmen der Übersetzungstätigkeit nicht verloren gehen. Der Ruf, den Buber in der Hebräischen Bibel vernimmt, will er auch für andere vernehmbar machen. Somit hat er kein distanziertes Verhältnis zur Hebräischen Bibel, sondern ein existenzielles. Seine wissenschaftliche Arbeit am biblischen Text ist für ihn untrennbar mit seinem Glauben verbunden. Die Leserinnen und Leser sollen von dem biblischen Wort angesprochen werden. Es geht somit letztlich um den *Dialog* zwischen ihnen und dem Wort Got-

tes, dem mit der *Verdeutschung der Schrift* der Weg geebnet werden soll.

Für Buber und Rosenzweig war die Arbeit an dieser Übersetzung also mit einer Mission verbunden. Und diesen Begriff nimmt Buber auch auf. In einem Brief an Buber aus dem Jahr 1925 hatte Rosenzweig geschrieben: „Unter Bibel versteht heut der Christ nur das Neue Testament, etwa mit den Psalmen, von denen er dann noch meint, sie gehörten zum Neuen Testament. Also werden wir sie missionieren.“⁶ Buber hat dem zugestimmt, als er sagte: „Aber ‚Missionieren‘ – ja, auf jeden Fall! Ich bin sonst ein rabiater Gegner alles Missionierens und habe auch Rosenzweig gründlich widersprochen, wenn er sich für eine jüdische Mission einsetzte. Aber diese Mission da lasse ich mir gefallen, der es nicht um Judentum und Christentum geht, sondern um die gemeinsame Urwahrheit, von deren Wiederbelebung beider Zukunft abhängt. Die Schrift ist am Missionieren. Und es gibt schon Zeichen dafür, daß ihr ein Gelingen beschieden ist“⁷.

Die Frage der Zielgruppe

Wer sind diejenigen, die die *Verdeutschung der Schrift* verwenden? Auf den ersten Blick scheint diese Frage rein rhetorischer Natur zu sein. Sind doch die beiden, die sie erarbeitet haben – Martin Buber und Franz Rosenzweig – jüdische Philosophen und ihr Werk ist – um es mit den Worten des Alttestamentlers Rolf Rendtorff zu sagen – „eine zutiefst j ü d i s c h e Übersetzung“⁸. Somit scheint zumindest auf den ersten Blick klar zu sein, dass diejenigen, die die *Verdeutschung der Schrift* lesen, ebenfalls Juden bzw. Jüdinnen sind. Aber in diesem Fall täuscht der erste Blick. Denn das Ziel Bubers bestand darin, den zu seiner Zeit in Deutschland lebenden Jüdinnen und Juden einen Zugang zur Schrift zu eröffnen. Das war aufgrund der Shoa nicht mehr möglich. Die

⁴ Zitiert nach: Rolf Rendtorff, a.(Anm. 2)a.O., S. 294.

⁵ Zitiert nach: Rolf Rendtorff, a.(Anm. 2)a.O., S. 290.

⁶ Zitiert nach: Rolf Rendtorff, a.(Anm. 2)a.O., S. 305.

⁷ Zitiert nach: ebd.

⁸ Rolf Rendtorff, a.(Anm. 2)a.O., S. 303.

Jüdinnen und Juden, für die er und Franz Rosenzweig die *Verdeutschung der Schrift* erarbeitet hatten, waren entweder ermordet oder geflohen. Das hat Gershom Scholem bei der Abschlussfeier des Werkes im Jahr 1961 im Rahmen einer Ansprache an Buber in aller nur denkbaren Deutlichkeit zum Ausdruck gebracht. Ich lese seine Worte vor:

„Als Rosenzweig und Sie sich an dies Unternehmen machten, gab es ein deutsches Judentum, in dem Ihr Werk eine lebendige Wirkung, eine Aufrüttelung und Hinführung zum Original bewirken sollte. Es gab auch eine deutsche Sprache, in der sie den Anschluß an große Überlieferungen und Leistungen, an bedeutende Entwicklungen dieser Sprache finden konnten und selber diese Sprache gerade aus Ihrem Werk heraus auf eine neue Ebene zu heben denken konnten ... Ob Sie es nun bewußt wollten oder nicht, Ihre Übersetzung – aus der Verbindung eines Zionisten und eines Nichtzionisten hervorgegangen – war etwas wie das Gastgeschenk, das die deutschen Juden dem deutschen Volk in einem symbolischen Akt der Dankbarkeit noch im Scheiden hinterlassen konnten. Und welches Gastgeschenk der Juden an Deutschland konnte historisch sinnvoller sein als eine Übersetzung der Bibel? Aber es ist anders gekommen. Ich muß fürchten (oder hoffen), Ihren Widerspruch herauszufordern, und doch drängt sich meinem Gefühl die Frage auf: Für wen wird diese Übersetzung nun bestimmt sein, in welchem Medium wird sie wirken? Historisch gesehen ist sie nicht mehr ein Gastgeschenk der Juden an die Deutschen, sondern – und es fällt mir nicht leicht, das zu sagen –, das Grabmal einer in unsagbarem Grauen erloschenen Beziehung. Die Juden, für die Sie übersetzt haben, gibt es nicht mehr. Die Kinder derer, die diesem Grauen entronnen sind, werden nicht mehr Deutsch lesen. Die deutsche Sprache selber hat sich in dieser Generation verwandelt, wie alle wissen, die in den letzten Jahren mit der neuen deutschen Sprache zu tun hatten – und nicht in der Richtung jener Sprachutopie, von der Ihr Unternehmen so

eindrucksvolles Zeugnis ablegt. Der Abstand zwischen der realen Sprache von 1925 und Ihrer Übersetzung ist nun, 35 Jahre später, nicht kleiner, sondern größer geworden.

Was die Deutschen mit Ihrer Übersetzung anfangen werden, wer möchte sich vermessen, es zu sagen? Denn den Deutschen ist mehr widerfahren als der Dichter voraussah, als er sagte:

und nicht Übel ist, wenn einiges
verloren gehet, und von der Rede
verhallet der lebendige Laut.

Der lebendige Laut, auf den Sie die deutsche Sprache angesprochen haben, ist für das Gefühl von vielen von uns verhallt. Werden sich die finden, die ihn aufnehmen?“⁹

Die Fragen Gershom Scholems, für wen diese Übersetzung nun bestimmt sein wird, in welchem Medium sie wirken wird, und was wir Deutschen mit ihr anfangen werden, haben wir sehr ernst zu nehmen. Nehmen wir in Augenschein, wo bzw. von wem die *Verdeutschung der Schrift* heutzutage benutzt wird, dann stellen wir fest, dass sie in jüdischen Gemeinden nur sehr selten Verwendung findet. Stattdessen ist sie seit der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts vor allem in christlichen Kreisen als „jüdische Bibelübersetzung“ beliebt.

Dieser Befund wirft die Frage auf, ob es zwischen diesen beiden Fakten kausale Zusammenhänge gibt: Ist die Tatsache, dass die *Verdeutschung der Schrift* sich bei Christinnen und Christen großer Beliebtheit erfreut, womöglich ein Grund dafür, dass sie in jüdischen Gemeinden kaum Verwendung findet? Falls dies so sein sollte, dann würde sie das Schicksal der Septuaginta (LXX) teilen, der griechischen Übersetzung der Hebräischen Bibel, die in der ersten Hälfte des dritten vorchristlichen

⁹ Gershom Scholem, An einem denkwürdigen Tage, in: *Judaica*, 1963, S. 214; zitiert nach: Rolf Rendtorff, a.(Anm. 2)a.O., S. 304f.

Jahrhunderts in Alexandrien entstand.¹⁰ Eine griechische Übersetzung der Bibel war in Ägypten zu der Zeit ebenso erforderlich wie eine aramäische in Palästina. Durch die Septuaginta konnten die Juden in der griechischen Diaspora die Bibel in der ihnen geläufigen Sprache lesen. Zugleich waren deren Inhalte dadurch auch nichtjüdischen Lesern zugänglich. Und so wurde die Septuaginta auch von Christen verwendet, oft auch in Disputationen mit Juden. Dies hatte zur Folge, dass als griechische Übersetzung der Bibel im damaligen Judentum nicht mehr die LXX verwendet wurde, sondern stattdessen die Neuübersetzung des Aquila sowie die Revision des Theodotion.¹¹

Bemerkenswert ist, dass – wenn die *Verdeutschung der Schrift* jüdischerseits benutzt wird – dies dann im Allgemeinen von liberalen Jüdinnen und Juden getan wird, nicht dagegen von solchen, die im traditionellen Judentum beheimatet sind. Das wird seinen Grund darin haben, dass sich Bubers Hauptinteresse auf die prophetischen Aussagen der Bibel richtete und nicht auf die in ihr überlieferten Gebote. Dass Buber halb anerkennend, halb scherzhaft als „Prophet von Heppenheim“¹² bezeichnet wurde, hat somit durchaus seine Berechtigung. Es sei an dieser Stelle die spekulative Aussage gewagt, dass die *Verdeutschung der Schrift* auch dann nicht vom traditionellen Judentum Deutschlands aufgenommen und benutzt worden wäre, wenn dieses nicht durch das Grauen der Shoa ausgelöscht worden wäre.

¹⁰ Vgl. Shemaryahu Talmon, Martin Buber als Schriftinterpret, in: Werner Licharz (Hrsg.), *Dialog mit Martin Buber* (Arnoldshainer Texte, Bd. 7), Frankfurt a.M.: Haag + Herchen Verlag, 1982, S. 269-289, hier S. 287f.

¹¹ Vgl. Ernst Würthwein, *Der Text des Alten Testaments. Eine Einführung in die Biblia Hebraica*, Deutsche Bibelgesellschaft Stuttgart 1973, S. 51ff.

¹² Vgl. Shemaryahu Talmon, a.(Anm. 8)a.O., S. 283.

Die *Verdeutschung der Schrift* hat unter den Übersetzungen nach wie vor eine Sonderstellung inne. Wie im Bereich der Vielfalt der Blumen die Orchidee sich dadurch hervorhebt, dass sie von besonderer Schönheit aber auch besonderer Seltenheit geprägt ist, so ließe sich dies entsprechend auch über die *Verdeutschung der Schrift* sagen.

* * *

Regelmäßige Veranstaltungen

Dienstag

Die Christliche Suchthilfe „Blaues Kreuz“ trifft sich jeden Dienstag um 19.00 Uhr im Kleinen Saal; Ansprechperson ist Frau Öhme, Tel.: 560 10 83.

Mittwoch

Der Frauenkreis unter Leitung von Pastor Dr. Goßmann trifft sich jeden Mittwoch in der Sakristei der Jerusalem-Kirche um 15.00 Uhr zu Kaffee, Tee und Gebäck. Nach einer Andacht wird über Gott und die Welt gesprochen.

Donnerstag

Jeden Donnerstag um 19.00 Uhr findet die Bibelstunde unter Leitung von Pastor Dr. Goßmann im Kleinen Gemeindesaal statt.

Sonnabend

An jedem dritten Sonnabend im Monat findet unter Leitung von Frau Renate Heidner um 11.30 Uhr eine Führung durch das Jerusalem-Ensemble statt.

Sonntag

Jeden Sonntag wird um 10.00 Uhr in der Jerusalem-Kirche Gottesdienst gefeiert, am ersten Sonntag im Monat mit Heiligem Abendmahl.

An jedem zweiten Sonntag im Monat findet unter Leitung von Frau Renate Heidner um 11.30 Uhr eine Führung durch das Jerusalem-Ensemble statt.

Aus dem Leben der Gemeinde

Davids Taufe von Irene Heidner

Im September waren wir in Hessen in einer Kirche im Gottesdienst, in der wir zuvor noch nie gewesen waren. „Zu welcher Taufgesellschaft gehören Sie denn?“ wurden wir beim Hereinkommen gefragt. Da ich wohl sehr ratlos blickte, erklärte man, die eine Familie sitzt links, die andere Familie sitzt rechts. Der hessische Gottesdienst begann, meine Ratlosigkeit blieb. Der Taufgottesdienst war so anders in dieser fremden Kirche, als der in der Jerusalem –



Kirche hier in Hamburg, bei dem am 11. August unser Sohn David getauft wurde. David wollte in seinem Taufgottesdienst zeitweilig gern auf dem Boden sitzen oder auch herumkrabbeln. Das durfte er, denn in diesem Taufgottesdienst durfte jeder sitzen, wo er wollte. Der Gottesdienst war liebevoll gestaltet. Die Taufansprache passte so sehr gut genau auf David und unsere Familie. Auch verstehen konnte die Ansprache jeder der am Gottesdienst Teilnehmenden, denn Herr Pastor Dr. Goßmann hielt sie auf Deutsch und auf Englisch. Das war nötig, weil David Taufgäste auch aus Amerika hatte.

Die Jerusalem – Kirche war recht gut gefüllt. Eine schöne Atmosphäre, die mich entspannen ließ. Das war gut, denn ich war schon aufgeregt. Und ich war auch ein bisschen erschöpft, da die Taufvorbereitungen schon anstrengend gewesen waren. Es hatte aber auch sehr viel Spaß gemacht, den großen Gemeindesaal im ersten Stock

für das Fest nach dem Gottesdienst vorzubereiten. Sowohl der Saal als auch das viele gute Geschirr schienen mir ihre Geschichten erzählen zu wollen. Geschichten aus Zeiten mit vielen Diakonissen und vie-

len Menschen bei großen Mahlzeiten.

Nach dem Gottesdienst stiegen alle, Familie, Freunde und Gemeindemitglieder, hoch in den Gemeindesaal. Ein Herr vom Restaurant Mazza versorgte uns hervorragend mit leckerem Mittagessen. Danach gab es Kaffee und Kuchen. Das war unser schönes David – Tauf – Fest. Meine Familie und ich

möchten uns ganz herzlich für die Taufe und das Fest bedanken: bei Pastor Dr. Goßmann, bei Peter Will, beim Jerusalem-Team, insbesondere Rüdiger Sollfrank und Uta Hensel, und bei allen, die am Fest teilgenommen haben.

David hat viele schöne Dinge und Karten zur Taufe bekommen. Auf der Karte, die Frau Kießling geschrieben hat, steht:

Lieber kleiner David! Ja, Du bist klein, aber nur an Gestalt. Doch Du bist ein Himmelsgeschenk. Und damit bist Du groß. (...) Mögest Du immer erkennen, dass Himmelsgeschenke groß sind, auch wenn sie noch ganz klein aussehen.

Wir sind sehr dankbar für unser Himmelsgeschenk David.

Nachruf auf Arthur Pritzko

von Renate Heidner

Am 3. Juli dieses Jahres besuchte ich Arthur Pritzko in seinem neuen Zuhause, einem Altersheim und dachte, dass es ihm gut geht. Es gefiel ihm dort, er hatte nun nach dem langen Leiden und Sterben seiner Frau wieder Menschen um sich. Täglich gab es ein besonderes Programm und mit Vergnügen beteiligte er sich am Gedächtnistraining.

Wir freuten uns beide auf ein nächstes Wiedersehen, doch dazu kam es nicht mehr.

Er starb am 8. August und Herr Pastor Dr. Goßmann hielt die Trauerpredigt auf dem kleinen Friedhof in Tangstedt.

Als ich ihn kennenlernte, war er schon lange im Ruhestand und konnte als Gasthörer an vielen, besonders theologischen Veranstaltungen der Universität Hamburg teilnehmen. Sein Interesse galt dem christlich-jüdischen Dialog. Er kam in Kontakt mit der Jerusalemkirche und wurde bald ihr Gemeindeglied.

Schon immer war er mit seiner Familie im kirchlichen Leben verwurzelt. Als sie in Tangstedt lebten, war seine Frau Kirchenvorsteherin und er wurde Posaunenwart im Kirchenkreis. Die Musik war ihrer beider Freude und sie trugen ihre Lieder noch im Ruhestand in südliche Gefilde Europas. In den letzten Jahren hat Arthur Pritzko anlässlich einer Adventsfeier oder bei anderen Gelegenheiten auch mal die Ziehharmonika mitgebracht und unser Singen begleitet.

Dankbar gedenken wir seines Engagements im Vorstand des Fördervereins der Jerusalemkirche. Durch seinen Beruf als höherer Polizeibeamter kannte er sich in den Gesetzen aus und hat uns hier manchen wichtigen Hinweis gegeben.

In dem Glauben, den Arthur Pritzko und seine Frau lebten, hoffe ich auf Gottes

Treue und Erlösung und bitte mit den Worten von Lothar Zenetti für ihn und für uns:

*Sprich du das Wort, das tröstet und befreit
und das mich führt in deinen großen Frieden.*

*Schließ auf das Land, das keine Grenzen kennt
und laß mich unter deinen Kindern leben.*

Aus der Arbeit der Jerusalem-Akademie

Vortrag ‚Mission und Interreligiöser Dialog‘

Oft wird ein Engagement im interreligiösen Dialog als unvereinbar mit dem Gedanken der christlichen Mission dargestellt. Entweder – so heißt es dann – begeben wir uns in einen Dialog mit Angehörigen anderer Religionen oder wir bemühen uns, sie zu missionieren.

Wie ist das Verhältnis von Mission und interreligiösem Dialog zu bestimmen? Um diese Frage geht es in dem Vortrag, den Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann am Dienstag, den 3. Dezember 2013, um 19.00 Uhr im Seminarraum der Jerusalem-Akademie (Moorkamp 8, 20357 Hamburg) halten wird.

Eine Anmeldung ist nicht notwendig. Der Eintritt ist frei, über Spenden freuen wir uns.

* * *

Vortrag ‚Recht und Rechtsschulen im Islam‘

Das praktische Leben von Muslimen ist maßgeblich von den verschiedenen Rechtsschulen geprägt. Welche sind das, wie sind sie entstanden und was sind ihre Methoden? Welchen Richtungen und Schulen folgt die Mehrheit der Muslime in Deutschland?



Für diesen Vortrag haben wir Imam Dr. Ali-Özgür Özdil, den Direktor des Islamischen Wissenschafts- und Bildungsinstituts, gewinnen können.

Dr. Özdil wird seinen Vortrag am Dienstag, den 7. Januar 2014, um 19.00 Uhr im Seminarraum der Jerusalem-Akademie (Moorkamp 8, 20357 Hamburg) halten.

Eine Anmeldung ist nicht notwendig. Der Eintritt ist frei, über Spenden freuen wir uns.

* * *

Vortrag ‚Ägypten – Erfahrungen aus mehr als 2014 Tagen im Land des Weltgebetstages‘

Christinnen aus Ägypten haben die Liturgie für den Weltgebetstag am 7. März 2014 erarbeitet. Von 2006 bis 2012 hat



Pastor Axel Matyba, der Beauftragte der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland (Nordkirche) für den christlich-islamischen Dialog, zusammen mit

seiner Frau, Pastorin Andrea Busse, in der deutschsprachigen Evangelischen Gemeinde in Kairo gearbeitet und auch an der Deutschen Evangelischen Oberschule unterrichtet. In diesen Jahren haben er und seine Familie das Land am Nil lieb gewonnen und auch die Umwälzungen Anfang 2011 vor Ort miterlebt. Darüber wird er am Dienstag, den 11. Februar 2014, um 19.00 Uhr im Seminarraum der Jerusalem-Akademie (Moorkamp 8, 20357 Hamburg) berichten und auch die aktuellen Entwicklungen beleuchten.

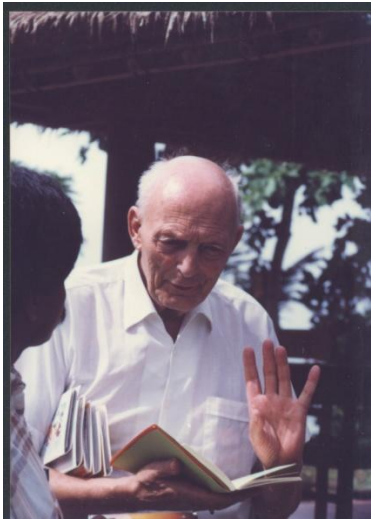
* * *

Fortsetzung des Lektürekreises

In einem Lektürekreis, der sich einmal pro Monat trifft, werden die Schriften von Reinhard von Kirchbach (1913-1998) gemeinsam gelesen und besprochen.

Von Kirchbach hat dem interreligiösen Dialog weitreichende Impulse gegeben. In oft wochenlangem Zusammenleben mit

Andersgläubigen hat er von und mit ihnen gelernt.



Als Christ und Theologe hat er dabei in der Stille seines Betens auf die Botschaften der anderen Religionen gehört. Seine Erfahrungen und innersten Einsichten

hat er Tag für Tag notiert.

Dieser Lektürekreis trifft sich einmal pro Monat jeweils um 19.00 Uhr im Seminarraum der Jerusalem-Akademie, Moorkamp 8, 20357 Hamburg. Die nächsten Treffen werden stattfinden

- am Mittwoch, den 4. Dezember 2013,
- am Mittwoch, den 22. Januar 2014 und
- am Mittwoch, den 26. Februar 2014.

Wenn Sie Interesse haben, sich an diesem Kreis zu beteiligen, dann melden Sie sich bitte telephonisch unter 040/202 28 136 oder via E-Mail unter jerusalem-akademie@gmx.de

* * *

Weisheit in Bibel und Märchen

Märchen und die Geschichten aus der Bibel: was haben sie gemeinsam, was unterscheidet sie? Beide erzählen von Helden und Heldinnen, von Königskindern und Bettlern; Tiere können sprechen, überirdische Helfer weisen den Weg, böse Kräfte stellen sich entgegen.

Während Märchen generationsübergreifende Antworten auf die zeitlosen Fragen des Lebens aufzeigen, erzählt die Bibel von Gottes zeitloser Antwort auf die Fragen nach Leben und Tod.

Doch welche Antworten gibt uns welches Märchen? Und was sagt die Bibel dazu?

An drei Abenden nehmen wir uns Zeit, dieser Frage nachzugehen – und wagen den Versuch einer Antwort.

- Montag, 20.01.2014 – 19.00 Uhr
Adam und Eva – Hänsel und Gretel: Vertreibung aus dem Paradies?
- Montag, 17.02.2014 – 19.00 Uhr
Frau Holle – Nikodemus: zu neuem Leben wiedergeboren
- Montag, 17.03.2014 – 19.00 Uhr
Vom Fischer und seiner Frau – der Turmbau zu Babel: die Sprache der Liebe erkennen

Mit Petra Albersmann, Erzählerin, und Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann.

* * *

„Ästhetik in den Religionen“. Interreligiöse Begegnung im Rahmen der Reihe ‚Zu Gast in Abrahams Zelt‘

Musik, Kunst, Tanz, Essen und Trinken – religiöse Traditionen wirken auf die Ästhetik der muslimischen, jüdischen und christlichen Gemeinden auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Auf der Grundlage der heiligen Schriften berichten Experten über die Basis, gemeinsam sprechen wir über die Praxis und probieren aus...

Die Tagung „Zu Gast in Abrahams Zelt“ hat erstmals 2011 Teilnehmende aus den drei abrahamitischen Religionen zusammen geführt. Dass mehrere Generationen an der Tagung teilnehmen, macht die Arbeit besonders interessant.

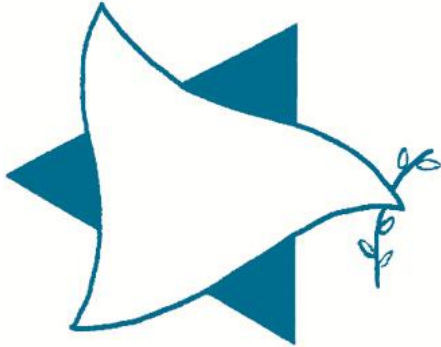
Leitung:

- Imam Dr. Ali-Özgür Özdil
- Rabbiner Yuriy Kadnikov
- Pastorin Astrid Buchin
- Pastor Dr. H.-Chr. Goßmann
- Pastor Andreas Schulz-Schönfeld
- Pastor Friedemann Magaard

Diese Veranstaltung wird in Kooperation mit dem Christian Jensen Kolleg, dem Zentrum für Mission und Ökumene und dem Islamischen Wissenschafts- und Bildungsinstitut durchgeführt. Sie wird vom 6. bis 9. Februar 2014 im Christian Jensen Kolleg in Breklum stattfinden.

Adventsfeier mit Chorkonzert

Am Zweiten Advent, Sonntag, den 8. Dezember, werden wir unsere diesjährige Adventsfeier begehen, zu der wir Sie alle ganz herzlich einladen. Ab 16.00 Uhr sind die Türen der Vorhalle und des Kleinen Saals geöffnet und um 16.30 Uhr wird die Feier durch eine Andacht eröffnet.



Zu dieser Adventsfeier mit Chorkonzert ist wieder die Jüdische Gemeinde Pinneberg eingeladen, die kurz zuvor ihr Chanukka-Fest gefeiert hat. Wir werden bei Tee, Kaffee, Stollen, Spekulatius und anderem adventlichen Gebäck miteinander ins Ge-

spräch kommen und dabei nicht zuletzt auch über Gemeinsamkeiten von Advent und Chanukka sprechen können.



Um 18.45 Uhr werden wir in die Kirche umziehen, wo um 19.00 Uhr das Konzert „Merry little Christmas“ des Kammerchor Encore unter der Leitung von Peter Hechfellner beginnt.

* * *

Lebendiger Adventskalender in Eimsbüttel

Auch in diesem Jahr wird es in Eimsbüttel einen Lebendigen



Adventskalender geben und wir werden uns als Jerusalem-Gemeinde an ihm beteiligen. An jedem Abend im Advent werden sich um 19.00 Uhr wieder Kinder, Jugendliche und Erwachsene im Stadtteil

draußen vor einem Adventstürchen versammeln, das ein Eimsbüttler für diesen Tag vorbereitet hat.

Die tägliche Adventsfeier dauert im Allgemeinen ca. zehn bis zwanzig Minuten. Anschließend steht man beieinander, es gibt ein warmes Getränk, evtl. auch ein paar Kekse oder Brezeln.

Wir werden unser „Fenster“ am Donnerstag, den 19. Dezember, öffnen. Sie sind herzlich dazu eingeladen!

Monatsspruch im Februar 2014

Redet, was gut ist,
was erbaut und was notwendig ist,
damit es Segen bringe denen, die es hören.

Epheser 4,2

Veranstaltungskalender der Jerusalem-Gemeinde

von Dezember 2013 bis Februar 2014

Gottesdienst Sonntag, 10.00 Uhr	Bibelstunde Donnerstag, 19.00 Uhr
01.12. 1. Advent, mit Heiligem Abendmahl Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann	05.12. Peter Ruffmann Thema: Matthäusevangelium
08.12. 2. Advent Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann	12.12. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann Thema: Matthäusevangelium
15.12. 3. Advent Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann	09.01. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann Thema: Matthäusevangelium
22.12. 4. Advent Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann	16.01. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann Thema: Matthäusevangelium
24.12., Heiligabend 16.00 Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann	23.01. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann Thema: Matthäusevangelium
25.12. 1. Weihnachtsfeiertag Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann	30.01. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann Thema: Matthäusevangelium
29.12. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann	06.02. Dr. Günther Kießling Thema: Matthäusevangelium
31.10., Altjahrsabend 16.00 Pastorin Maren Wisbareit	13.02. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann Thema: Matthäusevangelium
05.01. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann mit Heiligem Abendmahl	20.02. Dr. Günther Kießling Thema: Matthäusevangelium
12.01. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann	27.02. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann Thema: Matthäusevangelium
19.01. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann	
26.01. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann	
02.02. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann mit Heiligem Abendmahl	
09.02. Pastor i.R. Heiko Janssen	
16.02. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann	
23.02. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann	
Kinderbetreuung an jedem ersten Sonntag im Monat, außer in den Ferien, durch Frau Monika Sauter Änderungen behalten wir uns vor.	

Wissenswertes aus der Geschichte von „Jerusalem“

Die Gemeinde ist eine Gründung der Irisch-Presbyterianischen Kirche, die Mitte des 19. Jahrhunderts einen Pastor nach Hamburg mit dem Auftrag entsandte, auswanderungswilligen, Not leidenden Juden materiell und geistlich zu helfen. Die erste Jerusalem-Kirche befand sich in der Königstraße (jetzt Poststr. / Nähe Hohe Bleichen).

Nachhaltig prägte der getaufte ungarische Jude Dr. h.c. Arnold Frank, ab 1884 Pastor der Jerusalem-Gemeinde, das Gemeindeleben. Er gründete ein Missionshaus in der Eimsbütteler Straße (heute Budapester Str.), in dem jüdische Männer auf ihrem Weg nach Übersee Unterkunft, Arbeit und Bibelunterricht erhielten. Das Mitteilungsblatt „Zions Freund“ erreichte weit über Deutschlands Grenzen hinaus viele Leserinnen und Leser. Dr. Frank ließ 1911-13 die heutige Jerusalem-Kirche (Schäferkampsallee) samt Diakonissenhaus und evangelischem Krankenhaus (Moorkamp) bauen - in der Folgezeit ein Sammelpunkt für zum Christentum konvertierte Juden. Das Krankenhaus, zunächst mit 46 Betten, 1929 mit einer Konzession für 123 Betten ausgestattet, hatte immer wieder auch jüdische Ärzte und Patienten.

Unter dem Naziregime wurde 1939 - nach der Flucht Dr. Franks nach Irland im Jahr zuvor - die Kirche geschlossen und 1942 durch Brandbomben zerstört. Das „arisierte“ Krankenhaus hieß nunmehr „Krankenhaus am Moorkamp“ und stand zeitweilig unter Schweizer Leitung. Nach dem Krieg brachten die Pastoren Weber (1939-1973), Pawlitzki (1974-1993) und Dr. Bergler (1993-2005) das Werk zu neuer Blüte, erwarben u.a. Kinder- und Jugendheime in Bad Bevensen, Erbstorf und Lüderitz hinzu, errichteten ein Schwesternwohnheim und modernisierten das Krankenhaus.

Die Jerusalem-Kirche heute:

Seit 1962 gehört die Jerusalem-Gemeinde zur Ev.-luth. Kirche im Hamburgischen Staate, jetzt Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland (Nordkirche), mit dem besonderen Auftrag „Dienst an Israel“. Sie versteht sich als ein Ort christlich-jüdischer Begegnungen und des Wissens um die Verbundenheit der Kirche mit dem Judentum. Der Auftrag des „Dienstes an Israel“ wird in Form von Vorträgen, Workshops, Studententagen und Publikationen wahrgenommen.

„Jerusalem“ ist eine Personalgemeinde ohne Pfarrbezirk. Jede evangelische Christin und jeder evangelischer Christ - ob inner- oder ausserhalb Hamburgs wohnend - kann auf Antrag Mitglied werden, wenn sie bzw. er den jüdisch-christlichen Dialog unterstützt. Der Grundgedanke einer Zusammenarbeit von Menschen verschiedener Konfessionen gilt in der Jerusalem-Gemeinde unverändert. Der Sonntagsgottesdienst (10.00 Uhr) wird per Videotechnik in die Zimmer des Krankenhauses übertragen.

Spenden für die Gemeinde erbitten wir auf folgende Konten:

Haspa Nr. 1211/12 92 16 (BLZ 200 505 50)

EDG Kiel Nr. 118 107 000 (BLZ 210 602 37)

Förderverein Jerusalem-Kirchengemeinde Hamburg e.V.

Haspa Nr. 1211/123 755 (BLZ 200 505 50)



Grafik: Jerusalem-Archiv